



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

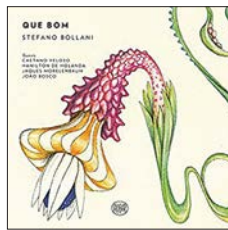
Rolf Kühn: Yellow + Blue; Rolf Kühn (cl), Frank Chastenier (p), Lisa-Rebecca Wulff (b), Tupac Mantilla (dr, perc); MPS / Edel

Selten wurde ein Balladenalbum derart feinsinnig konzipiert, wie es Rolf Kühn auf „Yellow And Blue“ mit diversen Besetzungsformen umsetzt. Man glaubt dem auf die 90 Jahre zugehenden Klarinetten-Virtuosen, der in einer Reihe mit amerikanischen Giganten wie Buddy DeFranco und Tony Scott steht, dass er den jeweiligen Song mit großer Empathie verinnerlicht hat. Wie wäre es sonst möglich, Stücke wie „Angel Eyes“ oder „I’m Through With Love“ so ausdrucksvoll zu spielen, dass man den Eindruck hat, die Verszeilen hätten sich in Klarinetten-Sounds verwandelt?

Bei seinen Interpretationen, die er mit den voll tönenden dunklen Registern seines Instruments ebenso überzeugend umsetzt wie mit glanzvollen Klängen in hohen Lagen, spürt man die leidenschaftliche Energie eines Künstlers, dessen Neugier auf überraschende Wendungen nicht erloschen ist. Dafür sorgt schon der erste Titel „Both Sides Now“, ein Klassiker von Joni Mitchell, der von Kühn im Duo mit dem Pianisten Frank Chastenier aufleuchtet. Für „Body And Soul“ kreierte der Tenorsaxofonist Coleman Hawkins im Jahr 1939 eine der berühmtesten Versionen. Dieser Vorgabe schließt sich Kühns Gruppe respektabel an.

Besonderes Vergnügen bereiten auch die Originals aus der Feder des Klarinettenisten: Der mit einer tänzerischen Latin-Phrase beginnende Titel-Track des Albums wird von Kühn mit Blues-Elementen angereichert und bekommt im unbegleiteten Solo eine eher abstrakte Ausstrahlung, bis nach einem spannenden Bass-Beitrag von Lisa Wulff der Pianist mit energischen Motiven wieder den Übergang zum eigentlichen Thema ausführt. Die anfängliche Motorik in „Second Time“ erinnert ein wenig an „Danses des Adolescents“ aus Igor Stravinskys „Le Sacre du Printemps“. Die coolen Interplays des Klarinettenisten mit dem Pianisten werden in Tupac Mantillas hypnotischem Percussion-Part aufgelockert. Ein raffinierter Coup!

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Stefano Bollani: Que Bom; Stefano Bollani (p), Jorge Helder (b), Jurim Moreira (dr), Armando Marçal (perc), Thiago da Serrinha (perc); Alobar

Im Dezember 2017 nahm der Pianist Stefano Bollani in Rio de Janeiro diese 70 Minuten betörender Musik auf. „Que Bom“ (Wie gut) zeigt seine außergewöhnliche Begabung, im Handumdrehen die Komplexitäten zu meistern, an denen viele andere scheitern. Mit brasilianischen Musikern – jeder ein Meister seines Fachs, nebst VIP-Gästen (Caetano Veloso, João Bosco, Jacques Morelenbaum, Hamilton de Holanda) – vertonte Bollani 16 vorwiegend eigene Stücke. Fast versteckt darunter Velosos Hommage an den Filmemacher Michelangelo Antonioni und als Finale João Boscos „Nação“ (Nation), jene grandiose Hymne auf die Natur, die Orixas und das Majestätische an Brasiliens (auch nach Lula).

Auf den Partituren des Norditalieners scheinen die Noten über die fünf Linien zu tanzen, die leichte Anmut hat etwas vom Schreibstil Italo Calvinos. Phänomenal wie immer Bollanis Klavierspiel – die ganze Geschichte des Jazzpianos, aber Ravels G-dur-Konzert hat er auch drauf. Jazz allein war ja nie seine Domäne, in vielen Universen sich bewegend, schreibt er inzwischen auch fleißig Bücher. Der Mailänder liebt eben die ganze Musik, „jenseits aller Kategorien“, das Kompliment Ellingtons hat er verinnerlicht.

„Que Bom“ ist kein brasilianisches Pop-Jazz-Gebräu, sondern vorwiegend instrumental: Ein Klavier, das Samba tanzt, sich den Trommeln anschmiegend, nie geschwätzig, belanglos oder ausufernd. Wie souverän Bollani diese fließende Materie formt und lenkt, das setzt eine pure joie de vivre frei. Die Zeichnungen des Architekten Luigi Serafini auf dem Cover verdienen im Übrigen ebenfalls bewundernde Erwähnung. Nichts ist für immer, aber „Que Bom“ ist genau richtig für jetzt.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Joey Alexander: Eclipse; Joey Alexander (p), Reuben Rogers (b), Eric Harland (dr), Joshua Redman (sax); Motema Music / Pias

Ein Thema wie „Bali“ weckt Vorstellungen von Indonesien. Würde Joey Alexander bei diesem Original folkloristisches Kolorit aus seiner Heimat einfließen lassen? Beim Anhören dieser lässig interpretierten Nummer verflüchtigt sich diese Vermutung sofort. Jetzt würde man eher darauf tippen, seine Wiege hätte in New York in unmittelbarer Nähe eines Modern Jazz-Clubs gestanden.

Auch „Eclipse“, das vierte Album des immer noch erst 15-jährigen Pianisten, überzeugt mit ähnlich erstaunlichen Interpretationen, die seine vorangegangenen Alben „My Favorite Things“, „Countdown“ (FF 10/2016) und „Joey.Monk.Live“ (FF 3/2018) auszeichneten. Der Titel-Track des Albums entstand unter dem Eindruck der Sonnenfinsternis 2017, die Alexander und seine Triopartner während der Aufnahme-Session zu einem spontan ausgeführten Improvisationslauf inspirierten. Nach einem versonnenen Intro kreierte der Pianist fantasievolle Motive, die sich mit den dazu korrespondierenden Basslinien und Drum-Rhythmen zu komplexen Klanggeflechten vereinen. Zweifelsohne war dieses Stück für Alexander ein Sprung ins kalte Wasser, was belegt, wie gut sich sein Ausnahmetalent auch in freieren Bereichen der improvisierten Musik bewährt.

Auf „Faithfull“ und „Fourteen“ wird der Tenorsaxofonist Joshua Redman gefeiert. Seine Chorusse klingen durch die melodiosen Ausschmückungen des Pianisten dermaßen beschwingt, als müssten sie die Flexibilität des Saxofonspiels neu definieren. Außerdem veranschaulicht Eric Harland in „Fourteen“, wie ein Schlagzeugsolo klingen sollte, das konstruktiv zur Formgebung eines Stücks beiträgt. Ähnlich souverän agiert der Bassist Reuben Rogers, der in John Coltranes in Windeseile geschriebenen „Moments Notice“ nach der Themenvorstellung dieses mit filigranen Bassmelodien erweitert, bis Joey Alexander sich erneut in seine Improvisationen stürzt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Maria Schneider & SWR Big Band: SWR Big Band, Maria Schneider (ld, arr); SWR Jazzhaus / Naxos (2 CDs)

Wie wusste schon der Prediger Kohelet in dem nach ihm benannten alttestamentarischen Buch der Weisheit: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“ (Pred 1,9) Und so ist auch dieses Doppel-Album nur eine Neuauflage des 2001 auf dem Label CK Records erschienenen Live-Mitschnitts aus der Stuttgarter Villa Berg. Aber was heißt schon „nur“ angesichts des ungeachtet ihrer immensen Bedeutung für die orchestrale Klangkunst erstaunlich schmalen Platten-Ceuvres der amerikanischen Arrangeurin Maria Schneider?

Die lernte ihr stupendes Handwerk zunächst bei Bob Brookmeyer, bevor sie Assistentin des legendären Gil Evans wurde – und mit ihm zahlreiche Projekte realisierte wie etwa die Musik zu dem Martin-Scorsese-Film „The Color Of Money“. Was klar auf ihre Arbeit abfärbte und auch in der Zusammenarbeit mit der SWR Big Band hörbare Spuren hinterließ. Und zwar unter dem Titel „Plays The Music Of Maria Schneider / Kurt Weill“, waren 2000 doch sowohl der 100. Geburtstag des Dessauer Komponisten zu feiern als auch sein 50. Todestag zu beklagen. Doch vor „Mack The Knife“ und den „Alabama Song“ hatten die Produzenten des ehemaligen „Erwin Lehn Südfunk-Tanzorchesters“ Maria Schneiders bis heute hochattraktive dreiteilige „Childhood Suite“ gestellt, die kunstvoll geschachtelte Big-Band-Farbflächen mit wunderbar delikat exekutierte Solopassagen paart. Ein Freudenfest für die 16, von Drummer Wolfgang Haffner angetriebenen Radio-Jazzern, die hier – allen voran Peter Weniger an Sopran- und Tenorsax – opulent ihre Klasse ausspielen.

Was sich auch auf dem zweiten Silberling fortsetzt, wo neben einigen kleineren Schneider-Originals dann die Weill-Preziosen luzide Strahlkraft entfalten. Von wegen „Speak Low“: Dynamisch fein abgestuft, groovt die von der Komponistin geleitete SWR Big Band höllisch muskulös hinter mitreißenden Soli, die zu Recht von Jubelstürmen begleitet wurden.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

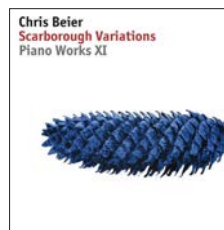
Andreas Varady: The Quest; Andreas Varady (g, b, voc), Radovan Tariška (sax), Benito Gonzales (p), Bandi Varady (b), Adrian Varady (dr); Resonance / H'art Musik

Es gibt im Leben schlimmer nix als einen schlechten Limericks. Nun, durch den Zuzug des 1997 in der Slowakei geborenen und 2007 auf die grüne Insel übergesiedelten Gitarristen Andreas Varady hat die mittelirische Universitätsstadt einen ihrer künftig größten Söhne gewonnen. Denn mit welcher Reife und Ausdruckstiefe der Abkömmling ungarischer Roma schon in jungen Jahren sein Instrument meistert, ist mehr als beachtlich. Was 2012 in Montreux den Godfather of American Music, Quincy Jones, dermaßen beeindruckte, dass er das offenkundige Wunderkind gleich unter seine Fittiche nahm.

Nun legt der fingerflinke Youngster mit „The Quest“ sein drittes Album vor und verlässt sich dabei zumindest rhythmisch auf seine Verwandtschaft. Denn den Bass-Part übernimmt grundsolide, aber nicht weiter auffallend Papa Bandi, während sein Bruder Adrian am Schlagzeug schon im Jugendalter wie ein alter Hase mächtig Drive liefert. Etwas überraschend sorgt mit Benito Gonzales ein in Venezuela geborener und in New York lebender Pianist für die harmonischen Strukturen im zehnteiligen Modern Mainstream-Geschehen, das trotz erkennbarer Einflüsse von George Benson bis hin zu einer kleinen Prise Bill Frisell erfreulich munter abgeht. Auch wenn man keinen übermäßigen Neuigkeitswert, geschweige denn avantgardistische Hakensschläge samt Ecken und Ösen serviert bekommt, faszinieren die zehn Tracks mit Titeln wie „Follow Me“ durch ihren hochvitalen Flow, der ganz unkompliziert einfach nur Spaß macht und beste Unterhaltung bietet. Woran Varadys Landsmann, der slowakische Saxofonist Radovan Tariška als viril-zupackender Gegenpol der flirrenden Gitarren-Lines maßgeblichen Anteil hat.

Derart beglückt, konstatiert man, dass man sich um die Zukunft des gefälligen Gitarren-Jazz keine Sorgen zu machen braucht.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

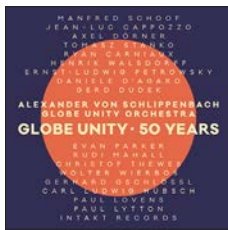
Chris Beier: Scarborough Variations; Chris Beier (p); ACT/Edel

Vor diesem Moment haben wohl alle Pianisten Angst. Wenn urplötzlich die Finger nicht mehr den eingeübten Routinen und auch nicht mehr den spontanen kreativen Ideen folgen. Jahrhundert-Künstler wie Glenn Gould oder Keith Jarrett mussten sich damit auseinandersetzen, was nicht ohne Wirkung auf ihre Kunst blieb. Gould beklagte lange nach seinem Rückzug von der Bühne einen „Mangel an Koordination“, verlor das Vertrauen in seine spielerischen Fähigkeiten. Bei Jarrett war es ein Erschöpfungssyndrom, das Koordination und Anschlag so stark beeinträchtigte, dass er sich völlig zurückzog. Als er sich während und nach der erzwungenen Auszeit an die Tasten wagte, entstanden wundervolle, beseelte Werke, so zum Beispiel das jüngst veröffentlichte Live-Album des Keith Jarrett Trios (s. FF 4/2018). Im Bewusstsein, oder vielleicht auch nur im Glauben, dass die technische Virtuosität passé wäre, gewann jeder Tastenanschlag eine neue, tiefere Bedeutung. Eine Einschätzung, die manche Rezensenten auch für Goulds Spätwerk treffen.

Chris Beier, der Komponist und Klavierlehrer Michael Wollnys, sah sich vor 16 Jahren mit einem Totalausfall seiner Feinmotorik konfrontiert. „Fokale Dystonie“ hieß die Diagnose. Die Finger gehorchten nicht mehr ohne weiteres dem Gehirn. Beier nahm die Herausforderung an und entwickelte einen eigenen Stil voller Tiefe und melodischer Kraft. Es entstanden zunächst Fragmente, die auf dem Soloalbum „Aeolian Green“ von 2008 zusammenliefen. Nun legt Beier zu seinem 65. Geburtstag sein zweites Solowerk vor. „Scarborough Variations“.

Die 13 Miniaturen sind reduzierte Klangmalereien, in denen Beier den Saiten des Flügels Zeit und Raum zum Ausschwingen lässt. Nicht spektakulär aufregend, aber eben auch nicht oberflächlich belanglos, sondern voller Tiefe. Sein Meisterschüler Wollny vergleicht die Musik mit einer Meditation, er frage sich, wie ein Flügel gleichzeitig so archaisch und vollkommen klingen kann. Dem kann man nur zustimmen.

Reiner H. Nitschke



Musik
★★★★☆

Klang
★★★★☆

Globe Unity Orchestra: 50 Years;
Ernst-Ludwig Petrowsky (as, cl, fl), Manfred Schoof (tp, flh), Jean-Luc Cappozzo (tp), Tomasz Stanko (tp), Ryan Carniaux (tp), Christof Thewes (tb), Alexander von Schlippenbach (p), Paul Lovens (dr), Paul Lytton (dr) u. a.; Intakt / Harmonia Mundi

Es gehört zu den gern kolportierten Legenden, dass weiland beim ersten Auftritt des Globe Unity Orchestras 1966 in der ehrwürdigen Berliner Philharmonie wer dem großen Steinway mit einem Fuchschwanz zu Leibe rückte, um die Klangkunst zu beflügeln. Gesichert ist dagegen, dass die Herren ganz gesittet in weißem Oberhemd mit Krawatte antraten, was zumindest der Schlagzeuger Paul Lovens bis heute konsequent fortführt. Man muss es den Berliner Jazztagen, die längst zum Jazzfest mutiert sind, hoch anrechnen, dass dort seither diesem damals so revolutionären Ensemble regelmäßig – wenn auch in großen Abständen – Gelegenheit geboten wird, den jeweils aktuellen Leistungsstand in Sachen freier Improvisationsartistik zur werthaltigen Überprüfung vorzustellen. Zuletzt 2016 unter der Ägide des Briten Richard Williams, der dem naturgemäß verjüngten Globe Unity Orchestra mit seinem Leiter, dem nach wie vor hochvitalen Pianisten Alexander von Schlippenbach, ein Podium zum 50. Geburtstag bot.

Die Besetzung der Jubel-Scheibe „50 Years“ liest sich denn auch wie das „Who is Who“ der Improvised Music quer durch alle Generationen und garantiert ein aberwitziges Klangabenteuer der Extraklasse. Schockierend freilich ist der freie Spielfluss nur noch für ungeübte Ohren; anspruchsvoll und hochkomplex mit seinen brodelnden, organisch atmenden Soundscapes hingegen sehr wohl. Ein Pandämonium kunstvoll geschichteter Reibungen, das an- und wieder abschwilt, orgiastische Tutti mit delikaten Einzelstimmen kontrastiert und dabei derart feurig blubbert, zischt und faucht, dass einem ganz anders wird. Bei entsprechender Disposition erlebt man eine Katharsis erster Güte, ansonsten leidet man an der überbordenden Klanggewalt, deren Detailreichtum schlicht überwältigend ist.

Sven Thielmann



Musik
★★★★

Klang
★★★★

Malia: Ripples (Echoes of Dreams); Malia (voc), Alexandre Saada (p), Sylvain Rabi (v), Marina Capstick (va), Bruno Ducret (cel); Gast: Mwezi (voc); MPS / Edel

Wann hat ein Künstler schon die Chance, ein Album Jahre später noch einmal aufzunehmen? „Echoes of Dreams“ hieß 2004 der leichtgewichtige Nachfolger von Malias schönem Debüt „Yellow Daffodils“. Zu den Lyrics hat die afro-britische Neo-Soul-Sängerin heute ein anderes Verhältnis, das verlangte nach einem neuen Ansatz. „Ich wollte alles runterfahren und zum Wesenskern der Stücke vorstoßen“, sagt sie. Weg vom Pop-Appeal des Originals, hin zu einer Balladenmelancholie mit Malias leicht angerauter Stimme im Fokus, einfühlsam begleitet von Klavier und Streichtrio. Als Bonus gibt's zwei Klassiker von John Lennon und Roberta Flack.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

Frank Wingold: Entangled Music; Frank Wingold (g), Robert Landfermann (b), Jonas Burgwinkel (dr); Berthold / HM

Der Titel sagt es schon: „Verschränkt, verwoben“ (entangled) ist die Triomusik von Frank Wingold, Jim-Hall-Fan, Professor für Jazzgitarre in Osnabrück und unter anderem Mitglied der Band Underkarl. Rollenzuweisungen wie Solo und Begleitung, Haupt- und Nebenstimmen sind bei ihm weitgehend aufgehoben, er setzt aufs Auslegen von Texturen in kammermusikartigem Interplay mit seinen Partnern Landfermann/Burgwinkel, einem der besten Bass-Schlagzeug-Teams im Lande. Zu dritt weben sie ein Geflecht aus ineinandergreifenden Linien, die in stets wechselndem Licht changieren. Ein Gitarrentrio der erfrischend unorthodoxen Art.

Berthold Klostermann



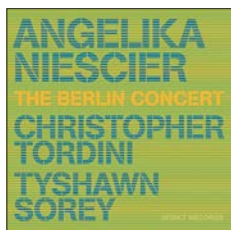
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Marc Sinan / Oguz Büyükberber: White;
Marc Sinan (g, electr), Oguz Büyükberber
(cl, bcl, electr); ECM / Universal

Das vielleicht Erstaunlichste am dritten ECM-Album von Marc Sinan, das der Gitarrist 2016 mit dem Klarinettenisten Oguz Büyükerberber eingespielt hat, ist eine nur sehr dezent zu hörende Lektion in politischer Geschichte. Denn wohl kaum jemand hierzulande dürfte (noch) bewusst sein, dass im Ersten Weltkrieg an diversen Orten wie dem thüringischen Odruf armenische Soldaten als Kriegsgefangene deportiert waren. Noch erstaunlicher, dass ein heimischer Kollege des legendären Musikethnologen Alan Lomax dort 1916 Tonaufnahmen ihrer Lieder anfertigte. Rare Dokumente von klagender Intensität, die unter dem von Marc Sinan gewählten Obertitel „upon nothingness“ und konnotierten Farben von „yellow“ über „blue“ und „green“ bis „red“ den äußerst verhaltenen, dennoch impressiven Subtext für die hinreißend offen angelegten Zwiesgespräche der beiden Filigran-Artisten bieten.

Dazwischen legt sich mit „there I-V“ eine Serie von Büyükerberber-Kompositionen, die Geschriebenes, Improvisationsanweisungen und freies Spiel kunstvoll verschränken. Wobei die Übergänge zwischen den zehn Stücken ebenso fließend sind wie die atmosphärischen Klangbilder, in denen einzeln angerissene Gitarrentöne, die sich zu flirrenden Lines addieren, in weiten Räumen voll sinnfälliger Leere mit raffinierten Klarinetten-Impulsen von wechselnder Intensität und Dichte zu duftigen Preziosen vereinen. Da entfaltet jede einzelne Note ihre eigene Strahlkraft, wird mitunter von diskret-effektiv (sc) hallender Elektronik aufgeladen, bekommt der organische Flow durch die gesungenen Field Recordings und gelegentlich raschelnde Strukturelemente einen eigenwilligen Drive, dessen subtile Sogwirkung zu entrückter Glückseligkeit führt. „White“ mit seinen hypnotischen Klanggespinnsten aus warm ausschwingender Saitenkunst plus vibrierend-intensiven Klarinetten-Sounds ist nie schlicht, doch stets ergreifend – ein Traum.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Angelika Niescier: The Berlin Concert; Angelika Niescier (as), Christopher Tordini (b), Tyshawn Sorey (dr); Intakt / Harmonia Mundi

Es gibt Myriaden von Piano-Trios. Doch nur wenig Saxophonisten wagen sich in diese Besetzungsform. Dazu gehört die Altsaxophonistin und Komponistin Angelika Niescier, die von der Union Deutscher Jazzmusiker den Albert-Mangelsdorff-Preis 2017 (Deutscher Jazzpreis) erhielt. Die Auszeichnung erfolgte während des „Jazz-fest Berlin“ am 3. November. Statt vieler Worte bedankte sich die Preisträgerin mit dem jetzt veröffentlichten sensationellen „The Berlin Concert“ ihres NY Trios mit dem Bassisten Christopher Tordini und dem Drummer Tyshawn Sorey.

Der Letztgenannte trat bei dem Festival darüber hinaus als Artist-in-Residence in diversen Konstellationen auf (FF 05/2018). Bei ihrem Auftritt stellte die Saxophonistin vier Kompositionen vor, zu denen sie im Booklet sozialkritische und politische Statements abgibt. Niesciers musikalische Welt steckt voller Impressionen, die sich im leidenschaftlichen Spiel, wie in dem die Wichtigkeit der Identität beschwörenden „Kundry“ oder dem während eines Aufenthalts an der Kulturakademie Taryba in Istanbul erstellten, mit aberwitzigen Rhythmen angereicherten „5.8“ entladen. Die inneren Monologe der Saxophonistin finden ihre Entsprechung in vitalen Improvisationen, die sich in „The Surge“ wie ein reißender musikalischer Bewusstseinsstrom kanalisieren. Melodische und rhythmische Einschübe ermöglichen abseits gängiger musiktheoretischer Verbindlichkeiten weitere Improvisationsfelder.

Die voll auf Niesciers eruptive Beiträge reagierenden Aktionen des Bassisten und die des Drummers lassen die Motive noch stärker hervortreten. Unerschütterlich postuliert die Saxophonistin mit ihrem Trio eine musikalische Freiheit, die sich aus der Umklammerung des Gängigen gelöst hat und dennoch eine konsequente Form aufweist.

Gerd Filtgen



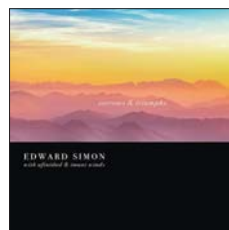
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mural: Sishi's Wish; Aki Ishiguro (g), Peter Schwebs (b), Rodrigo Recabarren (dr, perc); Berthold Records / Harmonia Mundi

Neulich auf der Jazzahead: Treffen sich ein japanischer Gitarrist, ein deutscher Bassist und ein chilenischer Trommler am entzückend 50er-Jahre-mäßig dekorierten Stand ihres Labels Berthold Records. Nee, gar nicht wahr, denn von Brooklyn, wo dieses als „Mural“ firmierende Trio lebt und arbeitet, ist es doch verdammt weit bis nach Bremen. Umso schöner für die Hanseaten, dass sie dort eine Woche später ihr neues Album „Sishi's Wish“ live vorstellten. Was man sich als ungewöhnlich spannendes Erlebnis vorstellen muss. Diese Combo, die wohl so nur im Big Apple zusammenfinden konnte, hat nach ihrem Debütalbum und darauffolgenden Konzerten zu rundum stimmigen, organischen Klangbildern gefunden, die perfekt auf die einzelnen Bandmitglieder zugeschnitten sind. Inspiriert von persönlichen Erlebnissen wie einer streunenden Katze („Sishi's Wish“), einem virtuosen Zauberer („Siete Diamantes“ in kunstvoll verschobenem 7/8-Groove) oder einer schwangeren Gastgeberin bei einem New Yorker Wohnzimmer-Konzert von „Mural“, die währenddessen das erste Lebenszeichen ihres Kindes registrierte – dem folglich der Track „Giacomo!“ gewidmet ist.

Allen acht Originals, die zumeist von Aki Ishiguro stammen, gemein sind die mit polyrhythmischen Charme getrommelten Strukturelemente von Rodrigo Recabarren, der gelegentlich auch dezentes Latin-Flair beisteuert. Für erdige Würze sorgt Peter Schwebs mit flirrend-sonoren Bass-Lines, die meist effektiv grundieren, sich aber regelmäßig auch elegant in den Vordergrund schieben. Darüber zeichnet der Japaner feine Melodien, die zwischen filigranem Akustik-Saitenzauber und rockiger Elektro-Ekstase sinnig oszillieren. Sehr frisch, angenehm laid back, unaufdringlich modern. Dass man auch die Jazzgeschichte kennt, demonstriert „Mural“ en passant mit „Fingerprints“, einer dezent bearbeiteten Chick-Corea-Variante des Wayne-Shorter-Klassikers „Footprints“. Um mit Gershwins „Someone To Watch Over Me“ delikat ihr Album abzurunden.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Edward Simon: Sorrows & Triumphs; Edward Simon (p, key), David Binney (as), Scott Colley (b), Brian Blade (dr) + Gäste; Sunnyside

Als Zwölfjähriger verschlug es Edward Simon aus Venezuela, den Kopf noch lange voller Erinnerungen an Kindheit und Jugend in dem kleinen Küstenort Cardón, in die USA. Simon studierte unter anderem in Philadelphia und an der Manhattan School of Music. Diese Studien waren nicht umsonst, wie dieses neue Album aufs Schönste zeigt, denn „Sorrows & Triumphs“ ist eine echte Lehrstunde in der Kunst der Akkordgriffe und -schichtungen (Voicings). Wie mit Aquarellfarben malt Simon seine Klangwelten aus, mit einem immensen Gefühl für Timbres und Feinabstufung. Mehrfach wurden seine Alben für einen Grammy nominiert, über ein Dutzend sind es seit „Beauty Within“ von 1994. Höchste Zeit, diesen außergewöhnlichen Komponisten und Pianisten, der nur selten als Sideman bei Alben anderer mitmacht, zu entdecken.

Der Altsaxophonist David Binney und der Drummer Brian Blade, die zu den Besten ihres Fachs zählen, sind von Beginn an dabei gewesen. Aufbauend auf den Erfahrungen mit seinem Klaviertrio hat der Venezolaner das Ausdrucksspektrum und die Klangfülle immer weiter expandiert. Optimal passen dazu der eigenwillige Gesang Gretchen Parlato und ein Bläserquintett mit Flöte, Oboe, Fagott, Klarinette und Waldhorn. Auch was der Gitarrist Adam Rogers hier erfindet, hebt sich deutlich ab von den vielen George-Benson-Imitatoren New Yorks. Wie vielen Exilanten ist Edward Simon die Musiktradition seiner Heimat immer näher gerückt. Auch wenn die Wiedergewinnung nie ganz das ist, was sie zu sein scheint. Die klare Sprache, mit der er seine achteilige Suite über Freud und Leid zum Klingen bringt, ist auch ein Hinweis auf Simons vielgefragtes Talent als Jazzpädagoge. Dass man nicht mit Worten klingeln soll, gilt auch im Jazz – die Ökonomie dieser ungemein fantasievollen Suite, das Zeugnis vieler Beziehungsgeflechte, beweist es.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

David Hellock's Random Control: Tour d'horizon; David Hellock (p), Andreas Broger (reeds), Johannes Bär (brass)
Act / Edel

Alphorn? Posaunenchor? Na, was soll das werden? Haben wir denn nicht „Take Five“ angesteuert? Aber ja. Es ist das letzte Stück des Albums, und schon zuvor musste man hier und da stutzen. Ein Dutzend bekannte Jazzklassiker hat David Hellock für seine „Tour d'horizon“ ausgesucht, so manchen davon aber ganz schön umgemodelt. Das mag man Dekonstruktion nennen oder kreative Aneignung, im Ergebnis führt es mal zu augenzwinkernd frecher Entweihung kanonisierter Kompositionen, mal zu bewegendenden Momenten.

Der österreichische Pianist schreibt selbst, doch er setzt sich auch gern mit der Musik seiner Vorbilder auseinander, wie er mit Tributen an Prince („Purple“) und Thelonious Monk/Hermeto Pascoal („Think Of Two“) sowie mit Stücken aus John Williams' „Star Wars“-Soundtrack („Into The Mystic“) zeigte. Er leitet gleich zwei Trios, von denen das eine, Random Control, noch ungewöhnlicher besetzt ist als das andere. Neben Hellock am Klavier bringen hier ein Holz- und ein Blechbläser praktisch ihre gesamte Instrumentenfamilie mit: von Sopransax bis Bassklarinette, von Trompete bis Tuba und Alphorn.

Die Stücke stammen von einem „Who's Who“ berühmter Jazzkomponisten und -pianisten, „from Brubeck to Zawinul“. Im Opener, Abdullah Ibrahims „African Marketplace“, kommt schon mal das komplette Instrumentarium zum Einsatz, inklusive Didgeridoo und allerhand Percussion, wozu Hellock noch im Kasten des Flügels klopft und trommelt. Chick Coreas „Spain“ hat, wie im Original, das Adagio aus Rodrigos „Aranjuez“ als Intro, klingt hier mit Tuba-Basslinie und Beatbox-Percussion aber höchst ungewohnt. Berührend wird's in Balladen wie „Blue And Green“ (Miles Davis), „My Song“ (Keith Jarrett), „Seven Days Of Falling“ (Esbjörn Svensson) oder dem sanften Öko-Protest „Utviklingssang“ (Carla Bley). Aber da haben's ja schon die Originale in sich.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Brad Mehldau Trio: Seymour Reads The Constitution!; Brad Mehldau (p), Larry Grenadier (b), Jeff Ballard (dr); Nonesuch / Warner Music

Gerade erst hat er mit „After Bach“ so listisch dem Urvater aller Jazzpianisten gehuldigt, da nutzt Brad Mehldau das Momentum und legt mit „Seymour Reads The Constitution!“ ein taufrisches Trio-Album nach. Garniert mit einem Einkaufswagen voller Bücher, deren Titel selbst auf dem ungleich größeren Cover der parallel zur CD erscheinenden Doppel-LP wohl nur mithilfe einer Lupe zu entziffern sein dürften. Immerhin findet sich nach einigem Suchen eine Erklärung für den merkwürdigen Titel: Im Januar 2014 hatte Brad Mehldau einen seltsamen Traum, in dem der kurz darauf verstorbene Schauspieler Philip Seymour Hoffman vorkam. Hoffman stand in einem Raum mit ihm, und der Schauspieler las die amerikanische Verfassung. Natürlich wurde der Traum von einer Melodie begleitet. Er sei aufgewacht und habe sie sofort notiert, so der heute 47-jährige Tastenstar.

Doch vor deren melancholischem Zauber steht der leichthändige Opener „Spiral“, dessen flirrend-elegante Lines von den Rhythmikern, dem erdig pulsenden Bassisten Larry Grenadier und dem gleichermaßen auf Toms wie Cymbals prachtvoll wirbelnden Jeff Ballard, traumhaft unterlegt werden. Da zeigt sich exemplarisch bereits Mehldaus stupendes Vermögen, rechts in unaufgeregter Virtuosität feine Melodiebögen auszulegen und sie mit seiner unabhängigen Linken kontrapunktisch zu grundieren. Wobei man erfreut konstatiert, dass dem Reigen der acht Tracks, darunter einem bezaubernden „Almost Like Being In Love“ und Brian Wilsons rarem „Friends“, jedweder bei Live-Auftritten oft bemäkelte stählerne Glanz fehlt. So gerät die warmherzig swingende Chose zum heiteren Vergnügen, das Sam Rivers' „Beatrice“ famos beschließt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

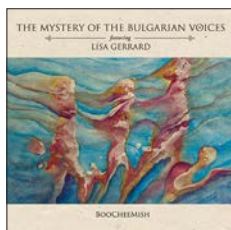
Julian Siegel Quartet, Vista; Julian Siegel (ts,ss,b-cl), Liam Noble (p), Oli Hayhurst (b) u. a.; Whirlwind / Indigo

Von Julian Siegel sind bislang unter eigenem Namen relativ wenige Platten erschienen. Die Aufnahmen von „Urban Theme Park“ – in gleicher Quartettbesetzung eingespielt – liegen rund sechs Jahre zurück. Als Komponist ist Siegel ein Perfektionist, der bis zur Vollendung eines Songs viele Möglichkeiten auslotet, wobei er auch die Ideen seines Pianisten Liam Noble berücksichtigt. Außerdem ist er der felsenfesten Überzeugung, dass zur kreativen Band-Entwicklung „eine besondere Kombination aus jahrelangem gemeinsamen Touren und Spielen“ gehört.

Das trifft hundertprozentig auf sein Quartett zu: Bereits nach dem wie ein Statement klingenden „The Opener“ imponiert der Leader mit markanten Tenorsax-Chorussen, die sein Faible für klangfarbenreiche Ausgestaltung deutlich machen. Auch bei dem Pianisten und der Rhythmusgruppe springt der Funke über. Sie unterlegen Siegels Solo mit funky Latin Jazz-Untermalung, bis Noble mit grazilen Motiven seine Improvisation strafft und damit die Ausführungen des Leaders konstruktiv ergänzt. In dem mit einem wuchtigen Groove unterlegten „Pastorale“ setzt Siegel das Sopransaxophon ein, und in „Idea“ befindet sich seine Bassklarinette in energischen Zwiegesprächen mit dem Drummer Gene Calderazzo und der Band. Auch auf diesen Instrumenten überzeugt Siegel mit originellem Sound.

Das ruhige, atmosphärische, sommerlich eingefärbte „I Want To Go To Brasil“ bekommt im weiteren Verlauf eine schnellere Ausrichtung, die nach bewegten Saxophon- und Piano-Soli zu Oli Haybursts figurenreichem Bass-Solo führt. Der Albumtitel „Vista“ wird mit rockigen Passagen dynamisiert, wodurch die Soli der Protagonisten noch dramatischer hervortreten. „Un Poco Loco“ von Bud Powell ist das einzige Stück der Session, das nicht von Julian Siegel stammt. Gerade diese Interpretation liefert den Beweis, mit welchen spannenden Auslegungen ein Bop-Klassiker auf die Höhe der Zeit gebracht werden kann.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang (SACD)
★★★★★
Klang (CD)
★★★★★

The Mystery of the Bulgarian Voices:
BooCheeMish; The Mystery Of The Bulgarian Voices, Lisa Gerrard (voc), Antoni Rikev (b), Petar Milanov (g), Sebastian Flaig (perc) u. a.; Prophecy (diverse Editionen)

Musiker jeder Couleur waren fasziniert vom Trachtenchor aus dem Balkan, und Lisa Gerrard ging es nicht anders. Nun wirkt die australische Alternative-Rock-Diva am neuen Album des bulgarischen Frauenchors mit, der als „Le Mystère des Voix Bulgares“ weltbekannt wurde.

Der Chor firmiert jetzt unter „The Mystery of the Bulgarian Voices“, „BooCheeMish“ ist sein erstes Studioalbum seit 20 Jahren. Wir erinnern uns: Mit dem Aufstieg der World Music sorgte in den 1980ern eine Anthologie namens „Le Mystère des Voix Bulgares“ für Furore. Sie enthielt Aufnahmen bulgarischer Volkslieder durch den Frauenchor des staatlichen bulgarischen Radios und TVs, die der Schweizer Marcel Callier gesammelt und 1975 auf eigenem Label veröffentlicht hatte. Gesänge von nasalen, kehligen Frauenstimmen, die sich in Mikrintervallen aneinanderreiben, Interferenzen, Clusters und Obertöne hervorbringen, die wiederum Trommelfellflattern und Gänsehaut erzeugen – fremd fürs westliche Ohr, doch unter Musikern wurden sie Kult.

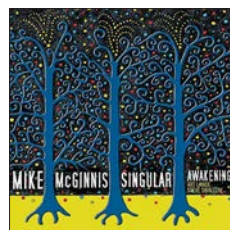
Musiker waren es auch, die westliche Labels darauf aufmerksam machten, und so erschienen 1986/87 auf 4AD (UK) und Nonesuch (US) Lizenzausgaben; „Vol. 2“ (1988) wurde mit dem Grammy „Beste traditionelle Folk-Aufnahme“ ausgezeichnet. Damit war der Durchbruch perfekt. Der Chor tourte weltweit, DJ-Legende John Peel (BBC) spielte seine Musik, Mit-

glieder (z.B. Trio Bulgarka) wurden zu Aufnahmen von Popstars wie Kate Bush herangezogen. Der politische Umbruch in Bulgarien führte derweil zu einer Neuordnung von Radio und TV, der Chor wurde unabhängig – und brachte Abspaltungen und konkurrierende Chöre hervor. „Die Namensrechte aber konnte ich erwerben“, sagt Chorleiterin Dora Hristov, die den Titel der Anthologie zum Namen des Ensembles erhob: „Le Mystère des Voix Bulgares“. 1998 erschien das bislang letzte Album.

20 Jahre danach tritt der Chor unter englischem Namen an, und hier kommt Lisa Gerrard ins Spiel. Mit dem Duoprojekt Dead Can Dance war sie in den 1980ern bei 4AD unter Vertrag, also Labelmate der bulgarischen Stimmen und von diesen sofort überwältigt – bei ihrem Faible für osteuropäische, orientalische und Alte Musik völlig einleuchtend. „Irgendwann“, sagt sie heute, „musste es einfach zu einer Zusammenarbeit kommen.“

Für „BooCheeMish“ brachte sie vier Songs mit – komponiert von ihrem langjährigen Co-Autor Jules Maxwell, getextet von ihr selbst in der ihr eigenen Fantasiensprache. Gänsehaut pur, wenn in „Mani Yanni“ Gerrards mystische Altstimme emporsteigt wie aus den Tiefen der Gruft und sich über die Reibungen der Chorsätze erhebt. Die anderen Stücke des Albums schrieb Petar Dundakov in Geist und Gestus der dörflich-ländlichen Tradition: Ernte-, Tanz-, Liebeslieder. Anders als bei vorigen Alben, die a cappella oder nur mit bulgarischen Instrumenten eingespielt waren, kommen auf „BooCheeMish“ noch Streichquartett, Gitarre, E-Bass und ein großes Percussion-Arsenal hinzu, vom Balkan-Tamburin über afrikanische Djembé-Trommel und Udu (Tontopf) bis Body Percussion (Beatbox). Neue Farben also für die bulgarischen Stimmen.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Mike McGinnis: Singular Awakening; Mike McGinnis (ss), Art Lande (p), Steve Swallow (el-b); Sunnyside / GoodTo Go

Wie heißt es so treffend: „Träume sind Schäume“. Doch für den amerikanischen Sopransaxofonisten, Klarinettenisten und Komponisten Mike McGinnis erfüllte sich jetzt sogar die Fortsetzung eines Traums mit einer weiteren Trio-Session. Dafür konnte er den Pianisten Art Lande und den E-Bassisten Steve Swallow gewinnen, mit denen er bereits zuvor das Album „Recurring Dream“ aufnahm. Seit rund 20 Jahren lebt und arbeitet McGinnis in New York. In der Metropole wirkte er, angefangen von Traditional Jazz bis hin zur Avantgarde, in den unterschiedlichsten Genres mit. Seine Begeisterung für Third Stream Music (eine in den 1950er-Jahren erfolgte Zusammenführung zeitgenössischer klassischer Musik mit Modern Jazz) führte ihn zu den Sounds des Multiinstrumentalisten Jimmy Giuffre, einer seiner bekanntesten Repräsentanten.

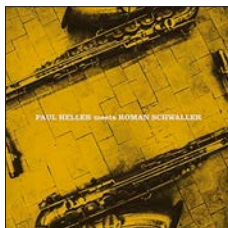
Man kann Mike McGinnis' Trio als eine Variante zu Giuffres Formation mit dem Pianisten Paul Bley sehen, zumal Steve Swallow beteiligt war, der damals anstelle seines Elektrobasses noch akustischen Bass spielte. Allerdings klingt McGinnis Musik nicht so experimentell und bewegt sich intensiver im harmonischen Bereich. Das beruht einerseits auf der Kunst des Pianisten Art Lande, der in Originals wie „Shining Lights“ und „For Elise“ in seinen mit romantischen Motiven angereicherten Improvisationen folkloristische Impressionen einbringt. Aber auch „Here Comes Everybody“ und „Bite Your Grandmother“ – die Steve Swallow beisteuerte – sind einprägsam und passen ausgezeichnet zum kompositorischen Hauptanteil der Session, für den der Leader sorgte. Speziell in dessen von Piano und Bass eingeleiteten „First Memory“ und dem witzigen „Mini's Can – Do Club“ verraten seine geschmeidigen Sopransax-Chorusse, mit welchem Elan er diesem gemeinschaftlich kreierten kammermusikalischen Jazzprojekt verbunden ist.

Gerd Filtgen



Foto: Chris Ruiz

The Mystery of the Bulgarian Voices



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Paul Heller: Meets Roman Schwaller; Paul Heller, Roman Schwaller (ts), Martin Sasse (p), Thomas Stabenow (b), Niklas Walter (dr); Mons / NRW

Treffen sich zwei Top-Tenoristen der europäischen Szene – und brauchen sich hinter den großen „blowing sessions“ der Jazzgeschichte kaum zu verstecken. Spielen, was das Zeug hält, heißt bei derartigen Begegnungen die Devise. Zwei (oder mehr) Tenoristen plus Rhythmusgruppe kommen zu einem musikalischen Kräfte-messen zusammen, das schon mal Züge eines Duells, einer „tenor battle“, annehmen kann. Nicht so bei Paul Heller und Roman Schwaller. Der Rheinländer Heller und der Schweizer Schwaller kennen und schätzen sich seit zweieinhalb Jahrzehnten und sind eher auf Gemeinsamkeiten aus als darauf, den anderen auszuknocken. Sie suchen die Schnittmenge ihrer Vorlieben und einen homogenen Ensemblesound.

Beide teilen jahrzehntelange Erfahrung in Großformationen (Heller: WDR Big Band; Schwaller: Vienna Art Orchestra, Count Basie Orchestra u. a.), verfolgen aber auch eigene Projekte, und eines von diesen brachte sie mit Johnny Griffin zusammen, dem Altmeister spektakulärer Tenoristentreffen. Ein frühes Album von ihm hieß „A Blowin' Session“ (mit John Coltrane und Hank Mobley), erschienen 1957 – in Hellers Geburtsjahr.

Griffin gilt nun dieses Heller/Schwaller-Album, und so stehen „Ruby My Dear“ von Thelonious Monk (in dessen Quartett Griffin 1958 spielte), Hellers „Ballad For Griff“ und ein Griffin-Stück aus den 1990er-Jahren im Mittelpunkt. Sie werden eingerahmt von Originals der beiden Leader, die sich auf dem Instrument wiederum kongenial ergänzen und doch einen je eigenen Ton mitbringen: Heller etwas heller, schärfer; Schwaller rauer, rauchiger. Themen stellen sie durchweg zweistimmig vor, per Overdub simulieren sie mal einen vierköpfigen Saxofonsatz, Impro-Teile enden in bester Bop-Manier mit Viertaktwechseln. Packender Straight-ahead-Jazz mit handverlesener Rhythm-Section aus bewährten Mainstream-Cracks.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

The Nels Cline 4: Currents, Constellations; Nels Cline (g), Julian Lage (g), Scott Colley (b), Tom Rainey (dr); Blue Note

Wir erinnern uns an John McLaughlin „gegen“ Larry Coryell, Paco de Lucía oder Carlos Santana. Oder an John Scofields Gipfeltreffen mit Pat Metheny, wieder ganz anders als mit Bill Frisell. Jetzt kommt das neue Quartett von Nels Cline (Wilco) mit (dem von Gary Burton geförderten Wundergitarristen) Julian Lage. Bei Aquaplaning auf der Autobahn fällt ihre Scheibe erstmal glatt durch. Sollen das Stücke sein, gar Songs? Aus der Form entsteht der Gedanke, hier aber bringen die völlig überdrehten Tempi alles ins Rutschen, während die Rhythmusgruppe noch die Hoffnung nährt, das gegenseitige Anstacheln ließe sich irgendwie steuern. Hört man die Stücke in umgekehrter Reihenfolge, senkt sich der Staub des Duells. Kleiner Fehler in der Dramaturgie?

Im neunminütigen vorletzten Track „River Mouth“ machen Cline & Lage aus wenig viel: ein paar Arpeggios, um eine vague Raga-Stimmung zu schaffen, die in einen Shuffle mündet, Uppalapu Srinivas indisches Mandolinenspiel klingt bei Lage an. Davor mit „Temporarily“ ab in die coole Welt von Jim Hall; es ist als Einziges nicht von Nels Cline, sondern 1961 von Carla Bley komponiert, mit schöner Stimmverteilung und dem makellosen Bassspiel Scott Colleys. „As Close As That“ fließt breit wie der Rhein, „Imperfect 10“ ist zerklüftet mit stakkatoartiger Kraft.

Das Album heißt „Currents, Constellations“, mit Letzterem sind Sternbilder gemeint. Jazz für zwei Gitarren, oft ungläubiges Staunen bei all der Griffbrettraserei von zwei Oberligisten. Eine interessante Ergänzung: Julian Lages schönes neues Trio-Album „Modern Lore“ (Mack Avenue). Zweifellos hat sich seit „Love Devotion & Surrender“ von 1972 viel getan, das macht „Currents, Constellations“ nachdrücklich klar, trotz der verrutschten Chronologie.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Dell, Brecht, Lillinger, Westergaard: Boulez Materialism; Christopher Dell (vib), Johannes Brecht (electr), Christian Lillinger (dr), Jonas Westergaard (b); Plaist / Soulfood

Dass es so etwas gibt: die Rückbezüglichkeit einer Jazzcombo auf Boulez! Hatte der doch in den 1950ern die Objektivität alles Musikalischen gefordert, hatte im Serialismus das Material vollständig entkernt, um es dann unter mikroskopischer Nabsicht wieder neu zusammenzusetzen – fernab jeder Funktionsharmonik, fernab von jeder vorgestanzten Gefühligkeit, jenem menschlichen Reflex, der dem Musikhören und -machen seit Jahrtausenden eigen ist. Boulez' Ziel war eine „musique pure“, die alles von der Tondauer bis zur Tonhöhe durch logisch nachvollziehbare Parameter bestimmte und so den persönlichen Geschmack des Komponisten (und die der späteren Rezipienten gleich mit) vollständig auszuschalten versuchte. Wenn es aber ein Hauptmerkmal des Jazz gibt, dann ist es gerade dieser subjektive Ausdruck.

Und jetzt also DBLW und ihr neues Album, das als provokative Ansage trotz des Titels „Boulez Materialism“ trägt. Versucht die Berliner Jazzband also die Quadratur des Kreises? Arbeitet sie gegen die ureigenen Jazzmerkmale? Die gute Nachricht ist: Nein! Zwar gehen die Jazzer Boulez-mäßig von kleinen und klein(st)teiligen Strukturen aus, einer rhythmischen Zelle, einer winzigen Tonkombi. Aber bei der Live-Aufnahme, bei der Christopher Dell am Vibrafon steht, Christian Lillinger sein Schlagzeug in Stellung bringt und Jonas Westergaard am Standbass agiert, fügt sich doch alles homogen zusammen. Sogar die Live-Elektronik von Johannes Brecht.

Mehr noch: Akustische und elektronische Signale diffundieren ständig, durchdringen einander, bilden ein spannendes Klangmobile. Dabei laufen improvisierte, ungeheuer dynamische Prozesse ab. Und das ist dann wieder purer Jazz. By the way: Die besten Stücke von Boulez waren die, die sich eben doch wieder aus Bildern, aus Stimmungen zusammensetzten! Bei denen Gefühl und Verstand eine wunderbare Verbindung eingehen. Wie hier auch!

Tilman Urbach